

Utopie und Marx(ismus)

von Dr. Gerald Munier

Thomas Morus war 37 Jahre alt, als er den Roman „Utopia“ schrieb, der ihn weltberühmt machte. Er stand gerade im Begriff, beim englischen König Heinrich VIII. als Jurist Karriere zu machen: Morus fuhr damals – wir befinden uns im Jahre 1515/16 – als Mitglied einer Gesandtschaft, auf das europäische Festland, um in Brügge und Antwerpen, einen Handelsvertrag mit dem späteren Kaiser Karl V. über englische Schafwoll-Lieferungen abzuschließen.

Da sich die Verhandlungen in die Länge zogen, fand Morus währenddessen die Zeit, den zweiten Teil seines Romans zu schreiben, der vom Leben auf dem fiktiven Inselreich „Utopia“ handelt. Den ersten Teil und die Vorrede des Buches schreibt er, nach London zurückgekehrt, dann im Mai 1516 und schickt das Manuskript an den mit ihm befreundeten Stadtschreiber von Antwerpen, einen gewissen Peter Gilles (= lat. Aegidius), der die Drucklegung besorgen sollte – was dann auch geschah. So erblickte der Roman „Utopia“ in der lateinischen Originalfassung im Dezember 1516 das Licht der Welt. Von dieser Ausgabe existieren heute noch vier Exemplare.

Morus war allerdings von den zahlreichen Druckfehlern enttäuscht und beauftragte seinen Freund, Erasmus von Rotterdam, mit einem verbesserten Neudruck. Bevor Erasmus diesen jedoch in Basel in Auftrag geben konnte, erschien in Paris eine weitere Version der „Utopia“ in Latein, die zwar etliche Fehler der ersten Version korrigiert hatte, aber dafür zahlreiche neue Druckfehler aufwies. Mit der dann in Basel gedruckten Version liegen uns heute quasi drei Urversionen der „Utopia“ in Latein vor, auf die sich die späteren Übersetzungen – in fast alle Kultursprachen der Erde – stützen. Die erste deutsche Übersetzung erschien bereits im Jahre 1524.

In Deutschland dürfte heute die in „Reclams Universalbibliothek“ als Band Nr. 513 vorliegende Fassung der „Utopia“ die am meisten gelesene sein. Sie basiert auf einer Übersetzung von Gerhard Ritter aus dem Jahre 1922 für eine von den Historikern Friedrich Meinecke und Hermann Oncken herausgegebene Schriftenreihe „Klassiker der Politik“ (Verlag Reimar Hobbing, Berlin). Es gibt allerdings noch zahlreiche weitere Fassungen der „Utopia“, die sich jeweils durch eine mehr „sozialistische“ bzw. mehr „katholische“ Diktion unterscheiden. Das bedarf – glaube ich – einer näheren Erläuterung:

Thomas Morus schlug sich ja als hoher englischer Politiker, schließlich sogar Lordkanzler von 1529-1532, auf die Seite des Papstes, und nicht etwa auf die seines Königs Heinrich VIII., als dieser durch eine Revision der englischen Verfassung („Supremationsakte“) die Hoheit über die englische Kirche übernehmen wollte. Ausgelöst worden war dieses Zerwürfnis mit dem Papst durch die aus Sicht des Vatikans ungerechtfertigte, zweite Eheschließung Heinrichs VIII. mit Anne Boleyn. Da der Papst mit Exkommunikation (Kirchenbann) drohte, wollte Heinrich VIII. sich der Gefolgschaftstreue aller rund 4.000 führenden Persönlichkeiten Englands versichern, und er verlangte von ihnen eine Unterschrift, die schließlich zur Gründung der anglikanischen Kirche und Lossagung von Rom führte.

Morus gehörte damals zu der nur knappen Handvoll hoher Würdenträger, die diesen Eid verweigerten. So wurde ihm ein Prozess wegen Hochverrats gemacht und er starb 1535 unter dem Fallbeil des Henkers. Weil Morus dem Papsttum bis zum letzten Atemzug treu blieb, ließ ihn die katholische Kirche zum 400. Todestag im Jahre 1935 heilig sprechen. Allein in Deutschland wurden über 40 katholische Kirchen nach Morus als Namenspatron benannt.

Nun ist „Utopia“ die einzige Schrift von Morus, die sich mit der Materie einer auf Gemeineigentum basierenden Gesellschaftsordnung ohne Privateigentum befasst. Alle anderen Schriften von ihm sind überwiegend hagiographischer oder theologisch-dogmatischer Natur. Die „Utopia“ passt vom Inhalt her eigentlich so wenig ins katholische Weltbild, dass sie dort immer einen Stein des Anstoßes bildete. Ein katholischer Herausgeber der Werke von Morus, Dr. Hubert Schiel, schrieb, aus „Utopia“ könne man eine „Aufreizung zum Klassenhass“¹ heraushören und die Schrift hätte es Sozialisten, Kommunisten und Atheisten möglich gemacht, Morus als einen ihrer Vorläufer und Banträger zu sehen, während sich der „kirchentreu Christ bei der Schrift dieses katholischen Heiligen mit mehr oder weniger verlegenem Kopfschütteln ... behelfen muss.“²

Da sich der fromme Katholik Morus mit dem radikalen Sozialisten der Utopia-Phase aus Sicht des heutigen Katholizismus nicht unter einen Hut bringen lässt, hat sich hinsichtlich der Rezeption des Werkes eine spezifische Sichtweise durchgesetzt: Katholiken und auch konservative christliche Humanisten behaupten, „Utopia“ sei nichts weiter als ein „witziger Einfall“ gewesen. Bei Morus wisse man nie genau, „wo der Spaß aufhöre und der Ernst anfang.“³

Nun hat sich Morus tatsächlich ein paar scherzhafte Anspielungen im Text der „Utopia“ geleistet. So heißt beispielsweise sein Hauptzeuge für die Existenz der Insel Utopia: Hythlodæus. Das setzt sich aus den griechischen Wörtern „hythlos“ (= Unsinn, leeres Gerede) und „daios“ (= kundig) zusammen und bedeutet so viel wie „Schwätzer“ oder „Aufschneider“.⁴ Der Hauptstadt von Utopia hat Morus den Namen „Amaurotum“ gegeben, was so viel wie schattenhaft, neblig, trüb, also gar nicht vorhanden, bedeutet. Hythlodæus, der Weltreisende, gibt schließlich zum Besten, er hätte bei keinem anderen Volk so viel gelernt, wie bei den „Polyleriten“, was wiederum aus dem griechischen abgeleitet poly = viel und léros = Posse, also so viel wie „viele Witzbolde“ bedeutet.

Daraus leiten Katholiken die Schlussfolgerung ab, dass Morus die gesamte Schrift als einen „geistreichen Scherz“, eine „witty invention“ gemeint hätte. Es sind aber auch ganz andere Schlussfolgerungen möglich. Der bekannte Historiker Norbert Elias betont, dass es in der damaligen Zeit unter der Herrschaft eines absolutistischen Monarchen stets ein tödliches Risiko war, solch einen regime-kritischen Text zu verfassen. Durch die scherzhafte Anspielungen konnte Morus jedoch die Gefahr für sich selbst etwas abmildern – und tatsächlich sollen Anne Boleyn und Heinrich VIII. sehr amüsiert gewesen sein und viel gelacht haben, als sie das Buch gemeinsam lasen.

Ich sprach vorhin aber auch noch von einer sozialistischen Lesart. Das hängt damit zusammen, dass der Roman „Utopia“ schließlich in der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts eine Deutung

1Thomas Morus: Utopia; hrsg. von Hubert Schiel/Alexander Heine, Phaidon-Verlag, Essen o.J., S. 17.

2Schiel, ebd., S. 17.

3Schiel, ebd., S. 19.

4Vgl. Schiel, Fußnote 3, S. 175.

als erster frühsozialistischer Entwurf einer kommunistischen Gesellschaft erhielt. Realhistorisch verhält es sich hinsichtlich der Rezeptionsgeschichte des Werkes von Morus so, dass seine anderen Bücher und Schriften nur noch wenigen Experten bekannt sind, während der Zukunftsroman „Utopia“ bis heute zur Weltliteratur zählt, gerade weil er als grundlegendes Werk der sozialistischen Ideengeschichte gilt und natürlich auch, weil „Utopia“ als Schlüsselroman das Genre der utopischen Literatur bzw. der utopischen Staatsromane begründet hat.

Soweit zur Rezeptionsgeschichte. Ich will kurz auf die geplante Struktur meines weiteren Vortrags eingehen.

Erstens möchte ich dem Anlass gemäß noch ein paar Gedanken zum Inhalt des Romans „Utopia“ äußern.

Zweitens will ich darauf zu sprechen kommen, warum Utopie teils wohlwollend aufgenommen, teils aber auch scharf als „Spinnerei“ abgelehnt wird. Von unserem Altbundeskanzler Helmut Schmidt (SPD) stammt ja die Bemerkung: „Wer Visionen hat, sollte lieber zum Arzt gehen.“ Und erstaunlicherweise standen auch Marx & Engels dieser Literatur sehr skeptisch gegenüber. Dazu gleich mehr.

Drittens wäre dann zu überlegen, warum heute positive literarische Zukunftsentwürfe fast ausgestorben sind, während es haufenweise Dystopien (also „schwarze Utopien“) gibt, die eine Welt am Abgrund der atomaren Apokalypse skizzieren, oder den Überwachungsstaat („Big brother is watching you“) oder die Klimakatastrophe etc. Das leitet zu der abschließenden Frage nach der Tauglichkeit von positiven Utopien für linke, sozialistische Zukunftsvorstellungen über.

Thomas Morus und der Roman „Utopia“

Morus, er lebte von 1478-1535, reizt die Nachwelt, weil er eine durchaus widersprüchliche Figur war, einmal als Ketzerverfolger und Papstanhänger, andererseits als Humanist und Frühsozialist. Der Morus der Utopia-Phase (um 1516) begegnet uns als ein sozial besonders sensibler Mensch, der als bekennender christlicher Humanist fürchterlich unter dem „Bauernlegen“ seiner Zeit litt.

Damals rafften die englische Krone, der Klerus und der Hochadel das gesamte Ackerland zusammen, um es in Schafweide umzuwidmen. Denn mit der beginnenden Wollmanufaktur in den Niederlanden ließen sich durch Schafzucht wesentlich höhere Einnahmen erzielen, als durch Ackerbau. Die Bauern, die mit ihren Familien seit Alters her auf der Scholle siedelten, bildeten nun einen Störfaktor für die adligen Großgrundbesitzer und wurden mit rücksichtsloser Willkür vertrieben.

Griff man allerdings Bauern beim Vagabundieren auf, drohte ihnen der Galgen. Allein in der Ära Heinrichs VIII. sollen auf diese Weise über 70.000 landlos gewordene Bauern ermordet worden sein. Vergleichbare Prozesse des „Bauernlegens“ mit korrespondierender Blutgesetzgebung gab es allerdings auch in vielen anderen Ländern Europas. Morus war über dieses rücksichtslose Gebaren des herrschenden Hochadels entsetzt und dies war wohl die treibende Kraft dafür, dass er sich die Zukunftsgesellschaft Utopias ausmalte.

Nun stellt sich natürlich die Frage, wie sich eine gerechtere Gesellschaft überhaupt denken lässt in einer Zeit, als technischer Fortschritt und Wachstum noch keine reale Komponente von Zukunftserwartungen sein konnte. Von einer durch technische Innovation möglichen Produktivkraftsteigerung, womit sich die Nahrungsmittelknappheit und die Knappheit an anderen

lebenswichtigen Gütern überwinden ließ, konnte Morus in seiner Lebensspanne ja noch nicht ausgehen.

Deshalb konzentrierte er sich auf den Aspekt einer gerechteren Verteilung der Arbeit und der Verbrauchsgüter durch den Abbau von Luxus, Müßiggang und Adelsprivilegien. Die Menschen des fiktiven Inselstaats Utopia kannten kein Streben nach mehr und mehr Privatbesitz. Stattdessen ging es ihnen darum, die notwendige Arbeit in Handwerk und Landwirtschaft gleichmäßig auf die Schultern aller zu verteilen. Nur einige wenige Gesellschaftsmitglieder Utopias sind von unmittelbar produktiver Arbeit freigestellt, z.B. Priester und Forscher, aber alle anderen, die arbeiten können, tun dies auch. Jede Wohn- und Arbeitsgruppe besteht aus etwa 30 Familien unter Aufsicht eines „Patriarchen“, der dafür sorgt, dass alle mithelfen und sich keiner unrechtmäßig bereichert.

Dabei vertritt Morus die für die damalige Zeit geradezu sensationelle Auffassung, dass nicht mehr als 6 Stunden an täglicher Gemeinschaftsarbeit bei freiem Sonntag notwendig sind, um alle lebensnotwendigen Güter in ausreichender Menge herzustellen. Damals wurde ja üblicherweise noch von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet.

Durch die Romanform der „Utopia“ können neben der Produktion und Güterverteilung auch sämtliche weiteren Spezifika des gesellschaftlichen Zusammenlebens ungemein konkret dargestellt werden: Wir finden also detaillierte Beschreibungen der Staatsorganisation, des Rechtssystems, der Außenpolitik, der Religionsausübung, des Erziehungswesens, der Sitten und Gebräuche, schließlich gar des Sexuallebens.

Weil dieser Entwurf einer Zukunftsgesellschaft so enorm plastisch wirkte – quasi wie das Modell eines Architekten – inspirierte er Denker, Gelehrte aber auch Kulturschaffende durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder, sich mit einzelnen Bausteinen davon zu befassen. Es soll allein 140 Bühnenstücke über „Utopia“ und Morus geben. Bei so vielen kritischen Geistern, die sich mit „Utopia“ beschäftigt haben, ist es kein Wunder, dass Morus' Zukunftsentwurf höchst kontrovers beurteilt wird. So loben ihn die einen für seine religiöse Toleranz, etwa Karl Kautsky, der 1887 in London eine berühmte Morus-Biographie⁵ verfasst hat.

Andere werfen ihm vor, das Staatswesen Utopias wäre auf eine „Diktatur des Klerus“ hinausgelaufen, weil zwar in Glaubensfragen Toleranz herrschte. Aber Atheismus war praktisch unter Todesstrafe gestellt. Wer nicht an die „Unsterblichkeit der Seele“ glaubte, hatte nach Morus kein Recht, weiter zu leben. Die Priester in Utopia durften solche Menschen aus der Gemeinschaft verbannen und hinrichten lassen.

Neben für unseren heutigen Zeitgeschmack viel zu uniformen Stadtanlagen, extrem eintöniger Kleidung und der Ablehnung jedweden Luxus' finden wir in „Utopia“ auch allerlei skurrile Einfälle. Zum Beispiel hinsichtlich des Sexuallebens: Künftige Brautpaare durften sich vor der Hochzeit unter Aufsicht von Autoritätspersonen einmal splitternackt begutachten. Morus begründet das damit: In der Ehe käme es schließlich auf die Erzeugung möglichst zahlreicher Nachkommen an. Das sei nur möglich, wenn sich die künftigen Ehepartner auch körperlich anziehend fänden. Daher einmal nackig, kleine Kostprobe vorweg – aber nur unter Aufsicht.

Dass Utopien bis in den Sexualbereich hinein ihre Vorstellungen minutiös ausmalen, begegnet uns ja heute auch. Der letzte große, mir bekannte utopische Staatsroman „Ökoptopia“ von Ernest Callenbach aus dem Jahre 1975 breitet ebenfalls eine merkwürdige Variante des Geschlechtslebens aus. Da veranstalten die heranwachsenden Männer zum Abbau hormoneller

⁵Karl Kautsky: Thomas More und seine Utopia; Verlag Dietz Nachf., Bonn-Bad Godesberg 1973, ISBN 3-8012-1005-7, Nachdruck der 1922 in Stuttgart/Berlin erschienenen 5. Auflage

Überschüsse immer wieder Kriegsspiele mit scharfen Waffen, die durchaus schwere Verletzungen bis hin zum Tode verursachen können. Und die Frauen „Ökotohias“ berauschen sich an diesen männlich-kriegerischen Darbietungen und belohnen die Herrn Sieger danach sehr, sehr liebevoll bis hin zum One-Night-Stand.⁶

Besonders umstritten blieb in Bezug auf Morus sein Plädoyer für Sklaven- und Gefangenenarbeit. Damit wollte er die Utopier vor besonders schmutzigen und verrohenden Tätigkeiten bewahren, wie etwa dem Schlachten von Tieren oder dem Straßenbau. Da Morus aufgrund seiner Zeitumstände eben noch nicht in technischen Kategorien denken konnte, fielen ihm für solche Arbeiten nicht – wie späteren utopischen Schriftstellern – maschinell-technische Lösungen ein. Stattdessen bedienten sich die Utopier freigekaufter Zuchthäusler aus anderen Nationen, die diese notwendigen, aber rohen Tätigkeiten durchführen mussten – dafür aber am Leben blieben.

Edward Bellamy löste mehr als 370 Jahre später dieses Problem in seinem Roman „Ein Rückblick aus dem Jahr 2000 auf 1887“⁷, indem er den durchschnittlich erforderlichen Arbeitstag bei besonders schmutzigen oder gefährlichen Tätigkeiten auf wenige Minuten verkürzte. Diejenigen, die solche Arbeiten verrichteten, wurden also durch ein erhebliches Mehr an Freizeit belohnt.

Es ist ja ein durchaus reizvolles Unterfangen, eine solche Zukunftsgesellschaft im Detail zu konstruieren. So haben sich durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder große Denker, Philosophen und Rebellen herausgefordert gefühlt, sozusagen nach dem gleichen „Stickmuster“ wie Morus, ihre Gesellschaftskritik und Zukunftshoffnungen zu Papier zu bringen – eben als romanhaft-literarische Staatsutopien. Die Romanform hat sicherlich den Vorteil gegenüber einer streng theoretischen Abhandlung, dass sie gewisse narrative Spielräume bietet. So können diejenigen Essentials der Zukunftsgesellschaft, auf die es dem Autor besonders ankommt, halt besonders prominent hervorgehoben und veranschaulicht werden.

Der bedeutendste Utopie-Forscher in Deutschland, Prof. Richard Saage, zählt in unserem Kulturkreis 36 solcher utopischen Romane zum prägenden Bestandteil des literarischen Schaffens seit Beginn der Neuzeit um 1500. Sie weisen in der Nachfolge von Thomas Morus ein „klassisches Utopiemuster“ auf, nämlich:

- Erstens Kritik der bestehenden Gesellschaftsordnung;
- zweitens eine Andeutungen des Weges zu revolutionären Umbrüchen;
- drittens modellhafte Ausführung zu den lebensbestimmenden Merkmalen der (weithin konfliktfreien und harmonischen) Zukunftsgesellschaft.

Was störte nun Marx & Engels daran? Eigentlich hätten sie es doch begrüßen müssen, dass solcherart die Vorstellungen von einer auf Gemeineigentum basierenden Gesellschaft von den utopischen Schriftstellern besonders anschaulich herausgearbeitet wurden.

Utopiekritik von Marx & Engels

Marx & Engels hatten zur Utopie aber ein eher durchwachsenes Verhältnis. Bereits im „Kommunistischen Manifest“ aus dem Jahre 1848, warfen sie der älteren Utopie in der Tradition von Thomas Morus, Campanella, Andreae und Francis Bacon⁸ vor: „Sie lehrt einen allgemeinen Aszетismus und eine rohe Gleichmacherei.“ (S. 45)⁹ Zu späteren Utopien vor allem aus der Industrialisierungszeit fällt ihre Einstellung etwas positiver aus. St. Simons, Fouriers, Cabet und

⁶Vgl. Ernest Callenbach: Ökotohia; Rotbuch-Verlag, Berlin 1984, S. 97ff.

⁷Edward Bellamy: Ein Rückblick aus dem Jahr 2000 auf 1887; Reclam 2660 (4), Stuttgart 1983

Owen¹⁰ hätten wacker die „Grundlagen der bestehenden Gesellschaft an(gegriffen, G.M.). Sie haben daher höchst wertvolles Material zur Aufklärung der Arbeiter geliefert.“ (S. 46)

Aber: „Die Bedeutung des kritisch-utopistischen Sozialismus ... steht in umgekehrtem Verhältnis zur geschichtlichen Entwicklung. In demselben Maße, worin der Klassenkampf sich entwickelt ..., verliert diese phantastische Erhebung über denselben ... allen praktischen Wert, alle theoretische Berechtigung. Waren daher die Urheber dieser Systeme auch in vieler Beziehung revolutionär, so bilden ihre Schüler jedes Mal reaktionäre Sekten. (...) Sie träumen noch immer die versuchsweise Verwirklichung ihrer gesellschaftlichen Utopien ... – und zum Aufbau aller dieser spanischen Schlösser müssen sie an die Philanthropie der bürgerlichen Herzen und Geldsäcke appellieren.“ (S. 47)¹¹

Diese Befürchtung ist nicht ganz von der Hand zu weisen. In der Tat unternahmen viele utopische Schriftsteller den Versuch, an den König oder einflussreiche Persönlichkeiten zu appellieren. Oder aber es wurden vor allem im 19. Jahrhundert in Amerika praktische Experimente vorgenommen, also Kommunen gegründet, die die jeweiligen Modelle in der Realität ausprobieren und propagandistisch verbreiten sollten. Die meisten solcher kommunistischen Gemeinwesen gingen aber bald wieder ein.

Der russische Wirtschaftstheoretiker Michael Tugan-Baranowski, hat dazu schon vor ca. 100 Jahren ein aufschlussreiches Buch geschrieben hat. Er führt darin aus, dass erstens zu viele Intellektuelle und zu wenig handwerklich Begabte sich an solchen utopischen Kommune-Gründungen beteiligten, also ständig diskutiert, aber wenig angepackt und aufgebaut wurde. Zweitens war es besonders in den Prosperitätsphasen des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in Amerika einem fleißigen Arbeiter in einer ganz stinknormalen Fabrik viel eher möglich, für sich und seine Familie einen bescheidenen Wohlstand zu erlangen, als in einem Kommune-Projekt. Daher verloren letztere schnell ihre Attraktivität.

Nun stand bei Marx & Engels noch etwas anderes hinter der Utopie-Kritik, was aus den damaligen Zeitumständen abzuleiten ist. Damals gab es faktisch in der sich herausbildenden politischen Linken und Arbeiterbewegung nur(!) solche Utopisten, die an Modellen bastelten, die den breiten Massen eine bessere Zukunft versprachen. Marx & Engels hingegen ging es darum, die Notwendigkeit einer besseren Welt aus einer wissenschaftlich fundierten Kritik des Kapitalismus abzuleiten. Sie hofften, dass die Arbeiterklasse eines Tages ihren Erkenntnissen des „wissenschaftlichen Sozialismus“ folgen würde und dann über den Weg einer ständigen Verschärfung der Klassenkämpfe sich selbst praktisch an die Spitze der Gesellschaft setzen und den Sozialismus begründen würde.

8Campanella: Sonnenstaat (1604), Johann Valentin Andreae: Christianapolis (1619), Francis Bacon: New Atlantis (1627).

9Aszetismus = Streben nach christlicher Vollkommenheit; man findet manchmal auch „Asketismus“ = streng enthaltsame Lebensweise zur Verwirklichung religiöser Ideale.

10Charles Fourier: Phalansteres (1808), Etienne Cabet: Reise nach Ikarien (1842), Robert Owen: New Harmony (1820)

11Die vorstehenden Seitenangaben aus dem „Kommunistischen Manifest“ beziehen sich auf die Reclam-Ausgabe.

Als alte Männer beschlossen beide, eine Schrift herauszugeben, die ihre Erkenntnisse in populärwissenschaftlicher Weise zusammenfasst. Diese Schrift erschien 1880 und erhielt folgerichtig den Titel „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“. Der Verfasser war Friedrich Engels. Engels machte darin nochmals klar: „Die Utopisten, ..., waren Utopisten, weil sie nichts anderes sein konnten zu einer Zeit, wo die kapitalistische Produktion noch so wenig entwickelt war. Sie waren genötigt, sich die Elemente einer neuen Gesellschaft aus dem Kopf zu konstruieren, weil sie eben noch nicht an die gleichzeitige Geschichte appellieren konnten.“ (S. 247)

Mit „gleichzeitiger Geschichte“ meint Engels die Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Arbeiter. Damit scheidet der Mensch, wie Engels euphorisch ausrief, „endgültig aus dem Tierreich, tritt aus tierischen Daseinsbedingungen in wirklich menschliche. (...) Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit. Diese weltbefreiende Tat durchzuführen, ist der geschichtliche Beruf des modernen Proletariats.“ (S. 264/265)

Wir können aus diesen Klassiker-Zitaten ersehen, dass die Absage an die Utopie an das gleichzeitige Erwachen des Proletariats gekoppelt ist. Da wird aber schnell auch der Umkehrschluss ersichtlich: Nämlich wenn und solange dieses „Erwachen“ nicht stattfindet, jedenfalls nicht in der Wucht, um die Grundfesten der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zu erschüttern...

...solange macht es eigentlich nach wie vor Sinn, Entwürfe und Modelle einer Zukunftsgesellschaft zu entwickeln, mit dem „klassischen Utopiemuster“ nach Richard Saage: Also erstens Kritik an der bestehenden Gesellschaftsordnung üben, zweitens den politischen Pfad zu Umbrüchen aufzeigen und drittens das Modell eines besseren Lebens in der Zukunft skizzieren. Oder volkstümlicher ausgedrückt: wie es Dieter Klein (ehemaliger DDR-Ökonom, heute Rosa Luxemburg Stiftung) einmal sagte: „Wer andere für eine gemeinsame Reise gewinnen will, muss schon sagen, wohin sie gehen soll“¹².

Weitere Stimmen zur Utopie

Ich hatte bereits angedeutet, dass utopische Weltbilder und Zukunftsentwürfe heute zumeist keine sonderliche Wertschätzung genießen, sondern als realitätsferne Phantastereien abgetan werden. Das hängt sicherlich auch mit der historischen Realexistenz der Sowjetgesellschaft und DDR zusammen, die nicht unbedingt zur Nachahmung einlädt.

Bei Karl Raimund Popper¹³ wird die Utopie ohne Wenn und Aber den totalitären Denksystemen zugeordnet. Utopische Systeme seien geschlossene Alternativen gegenüber der offenen Gesellschaft und verstehen sich als vermeintliche „Antwort auf die ... Konfliktpotenziale der pluralistischen Gesellschaften des Westens“¹⁴. Das Zukunftsmodell wird dabei so konstruiert, dass sich für alle Konflikte eine Stabilität intendierende Lösung findet. Das hält Popper aber für einen Fehler, denn angesichts der ausdifferenzierten Industriegesellschaft sind alle Systementwürfe der Sozialutopien unterkomplex und wären nur durch Terror im großen Stile zu verwirklichen.

¹²Dieter Klein: Vermutungen über einen demokratischen Sozialismus des 21. Jahrhunderts; in Brie/Detje/Steinitz: Wege zum Sozialismus des 21. Jahrhunderts; Hambur 2011, S. 195.

¹³Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, 2 Bände, Tübingen 1992.

¹⁴Saage über Popper, ebd., S. 620.

Problematisch ist an Popper sicherlich zunächst einmal, dass er auf diese Weise den Kapitalismus zur Inkarnation der freiheitlich-offenen Gesellschaft überhaupt verklärt – also quasi zum Höchsten, was die Menschheit historisch erreichen kann. Seiner Logik folgend müssten wir auf immer und ewig soziale Ungleichheit, Kriege und Hochrüstung, Umweltzerstörung, Hunger in den südlichen Ländern der Hemisphäre und Klimakatastrophe ertragen, da das der „Pluralismus der Konkurrenzgesellschaft“ nun einmal mit sich bringt und eine „Totalrevision“¹⁵ des Kapitalismus die Gesellschaft auf einen vormodernen Status zurückwerfen würde.

Richard Saage wirft Popper aber noch einen anderen Kritikpunkt vor, nämlich dass er einer „groben Verstümmelung des Utopischen“ Vorschub leiste, indem er alle utopischen Systeme über einen Kamm schert und sie zu „statischen Konstrukten“ und „Derivaten des Totalitarismus“ (S. 621) erhebt. Die Utopie würde so weder in ihrer Vielfalt erkannt, noch als Diskurs in Sachen Gesellschaftskritik und Zukunftsmusik wahrgenommen. Popper spräche den Utopien rundweg jede humane Absicht ab, indem er ihnen einen repressiv-totalitären „Gemeinschaftscharakter“ (S. 622) unterstellt, den sie gar nicht aufweisen.

Nach Saage verläuft die Scheidelinie zwischen den modernen Utopien seit Beginn des Industriezeitalters zwischen archaischen und anarchistischen¹⁶ Utopien: „Das Ideal der archaischen Utopie ist ... in der Regel ein Staat mit starker umfassender Zwangsgewalt, der die Beziehungen der Staatsangehörigen von der Wiege bis zur Bahre in allen Einzelheiten regelt. Das Leitbild der anarchistischen Utopie geht demgegenüber vom Gesellschaftsideal der absoluten Freiheit aus. Jeder Zwang, jede Art von Herrschaft, die Regierung, die Polizei und die Justiz werden verworfen.“¹⁷

Ich denke, die Stoßrichtung dieser Kritik an Popper dürfte ersichtlich geworden sein: Er engt die Vielfalt der Utopien künstlich ein und legt sie auf eine Eindimensionalität fest, die in Wirklichkeit die Utopie gar nicht charakterisiert, die ja eine immense Bandbreite an kritischen Ideen und politischen Optionen aufweist.

Nun haben sich noch viele, viele andere kluge oder weniger kluge Denker zur Utopie geäußert – mal positiv, mal negativ. Ich will kurz ein paar positive Urteile aufgreifen: Jürgen Habermas, der Philosoph der Frankfurter Schule, hält daran fest, dass es der Utopie bedarf, um „Möglichkeitsspielräume“ über den konkreten historischen Ist-Zustand hinaus auszuloten.

Damit knüpft er eng an Ernst Bloch an, der in utopisch-visionären Gesellschaftsentwürfen ein Korrektiv im „Denkmöglichen“ zu den Widersprüchen der kapitalistischen Gesellschaft sieht und eine konkret-prozesshafte Präzisierung der Zielvorstellungen von besseren gesellschaftlichen Verhältnissen. Der einstige Chef der IG Medien, Detlev Hensche, sagt, erst die Vision von einer besseren Zukunft schafft Identifikation, Anziehungskraft und die Bereitschaft, an sozialen, emanzipatorischen, ökologischen und weltoffenen Projekten mitzuarbeiten. Schließlich plädiert der bekannte Soziologe Oskar Negt für eine Rückbesinnung gerade auf die sozialistischen Arbeitsutopien, weil angesichts der tatsächlichen Reichtumsproduktion im Kapitalismus der Sprung in die Verkürzung der Arbeitszeit noch aussteht und dieser Rückstand immer wieder ins öffentliche Bewusstsein dringen müsse – was Utopien am besten leisten können.

15Popper, ebd., S. 621.

16Diesen Gedanken entlehnt Saage bei Andreas Voigt, vgl. S. 624.

17Saage, ebd., S. 624.

Vielleicht als letzte positive Stimme die des kürzlich verstorbenen DKP-Theoretikers, Robert Steigerwald, der bei aller Skepsis gegenüber Utopien sagte, dass man eigentlich heute wieder ein Buch wie Bellamys „Looking Backward“ brauchen würde – also einen utopischen Roman unserer Zeit – weil sich damit viel mehr Menschen erreichen ließen, als mit nüchternen Parteiprogrammen.¹⁸

Es gibt aber auch auf der Linken keine rückhaltlose Zustimmung zum utopischen Denken. Der von vielen Linken geschätzte und bekannte amerikanische Soziologieprofessor Immanuel Wallerstein sagt gleich zu Beginn seines Buches *Utopistik – Historische Alternativen des 21. Jahrhunderts*: „Weitere utopische Visionen sind wirklich das Letzte, was wir brauchen“ (S. 7) und begründet seine Ablehnung damit, dass sich Utopien dazu eignen, „fürchterliche Übeltaten zu rechtfertigen“ (S. 7) und politisch dahin tendieren, „sich in ihr Gegenteil zu verkehren“ (S.7). Er lamentiert dann, dass es „nicht darum geht, wie eine perfekte... Zukunft aussieht, sondern darum, wie eine alternative, glaubhaft bessere und historisch mögliche... Zukunft aussieht“ (S. 8).

Das läuft meines Erachtens darauf hinaus, die eigenen Vorstellungen von der Zukunft als wissenschaftlich begründet und aus der historischen Entwicklung ableitbar zu behaupten, sie also als die glaubhaft bessere Alternative zu adeln. Dagegen wird den Utopien aus fremder Feder generell ein wildes Spekulieren und Fantasieren über die perfekte Zukunftswelt. Auf einer solchermaßen polemischen Ebene lässt sich schlecht argumentieren.

Auch der von mir sehr geschätzte DDR-Ökonom Klaus Steinitz fasst Utopien in seinem Buch *Das Scheitern des Realsozialismus – Schlussfolgerungen für die Linke im 21. Jahrhundert* negativ auf: „Der Versuch, heute ein Modell zu entwerfen, nach dem die Gesellschaft und dabei speziell die Wirtschaft funktionieren soll, muss scheitern.“ (S. 86) Und eine Seite weiter schreibt er: „Dem Irrglauben, dass der Sozialismus nach einem vorher ausgearbeiteten Modell planmäßig aufgebaut werden könnte, sollten wir nie wieder verfallen.“ (S. 87).

Er ist diesbezüglich aber widersprüchlich, wenn er zugleich fordert, die gesellschaftliche Unterstützung für ein Sozialismus-Projekt sei nur möglich, wenn „es gelingt, Mehrheiten durch überzeugende Darstellung der Vorzüge eines demokratischen Sozialismus, insbesondere bei der Lösung der tiefen sozialen, ökologischen und entwicklungspolitischen Widersprüche von heute zu gewinnen.“ (S. 86) Denn wenn man die Vorzüge eines Sozialismus-Projektes darstellen will, geht dies m. E. wohl kaum ohne einen modellhaft skizzierten Zukunftsentwurf. Da kommt also zwangsläufig ein Stück Utopie ins Spiel bei der Klarlegung der eigenen Sozialismus-Konzepte.

Schlussgedanken: Utopie heute

Mit den kontroversen Stimmen zur Utopie ist abschließend die Frage aufgeworfen, ob Utopie heute noch ein brauchbarer Denkansatz sein kann. Ich würde das bejahen und möchte ein paar solcher Zukunftsfragen umreißen.

Etwa die Frage nach der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit:

Dass sich eine vernünftige Gesellschaft dadurch auszeichnet, dass technische Produktivitätsfortschritte sich auch in Arbeitszeitverkürzungen niederschlagen, dürfte eine selbstverständliche Erwartung an die Zukunft sein. Sie wird aber im Kapitalismus nicht erfüllt, weil es hier um Profitmaximierung geht und nicht um das Wohlbefinden der arbeitenden Menschen. Eine vernünftige Zukunftsgesellschaft würde, wenn es der technologische Fortschritt erlaubt, Schritt für

¹⁸Robert Steigerwald: Das Utopie-Problem gestern und heute; in Hermann Koop (Hg.): *Marxismus und Utopie – Wovon wir träumen müssen...*; LAIKA-Verlag, Hamburg 2013, S. 209-218, hier S. 216 und 218.

Schritt die Wochenarbeitszeit absenken – auf 30 Wochenstunden, auf 25 Wochenstunden, auf 20 Wochenstunden usw.

Nun ist die gesellschaftlich notwendige Wochenarbeitszeit aber eng daran gekoppelt, welche konsumtive Güterversorgung die Mitglieder einer Zukunftsgesellschaft erwarten. Sollen alle gängigen Produkte hergestellt werden, die wir heute von Karstadt über H&M bis zum OBI-Baumarkt kennen, oder soll der Staat nur eine Grundversorgung garantieren? Um die sonst noch benötigten Güter müssten sich die Interessenten dann selber kümmern: Wer also ein Motorrad haben will, könnte sich das in einer Gemeinschaftswerkstatt bauen, aber es fällt nicht unter den Nexus der gesellschaftlich zu erzeugenden lebensnotwendigen Güter. Es wären also politische Entscheidungen zu treffen – ggf. in parteipolitischer Konkurrenz – bezogen auf welche Konsumgüter die gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeit berechnet und organisiert wird.

Nehmen wir noch eine Frage, Stichwort: zentrale Planwirtschaft:

Soll es überhaupt noch – nach den Erfahrungen mit dem schwerfälligen sowjetischen Wirtschaftsmodell – eine zentrale, behördliche Planung geben, oder ist dieses Instrumentarium gänzlich überflüssig, wie Sahra Wagenknecht in ihrem neuen Buch *Reichtum ohne Gier*¹⁹ meint. Sie geht darin sogar so weit, faktisch eine staatliche Beteiligung an der Ökonomie gänzlich abzulehnen und konzipiert vier Eigentumsformen zur Überwindung des Kapitalismus, bei denen allenfalls Kommunen als staatliche Wirtschaftsagenturen noch eine Rolle spielen.

Auch Christian Felber, der ein weit verbreitetes Buch zur Gemeinwohl-Ökonomie²⁰ geschrieben hat, konzipiert dieses Wirtschaftsmodell weitgehend ohne den Staat als Agenten des Wirtschaftslebens. Also stellt sich die Frage: Wieviel Staat darf, muss oder soll in der Ökonomie einer Zukunftsgesellschaft sein? Bedarf es einer zentralen Planung? Welche Wirtschaftssektoren sollen überhaupt unter staatlicher Regie als öffentlicher Sektor betrieben werden, welche bleiben privat oder werden Genossenschaften?

Nehmen wir schließlich noch eine dritte Frage, Stichwort: Wirtschaftsdemokratie:

Am Kapitalismus hatte die Linke ja immer kritisiert, dass hier die Demokratie am Fabriktor endet. Also müsste da etwas verändert werden in Richtung einer Verstärkung der Mitbestimmungsbefugnisse der Belegschaften. Nun kennen wir aber aus den Gesellschaften des realsozialistischen Typs das Problem des „Betriebsegoismus“. Um einem solchen entgegenzuwirken, müssten in den Aufsichtsgremien der Zukunfts-Betriebe ab einer bestimmten Größe auch Interessenvertreter der Kommune, Gleichstellungsbeauftragte, des Umweltschutzes, etc. sitzen. Wie soll das konkret aussehen? Wie ist das Wahlprozedere dafür?

All solche Fragen würden sich einer vernünftigen Wirtschaftsordnung der Zukunft stellen. Ich habe jetzt bewusst nur Fragen aus dem wirtschaftspolitischen Sektor gewählt, um die Komplexität der beispielhaften Fragestellung nicht zu überfrachten. Eine konkrete literarische Utopie könnte es damit natürlich nicht bewenden lassen, sondern sie müsste auch zum weiteren Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse Stellung nehmen und vorschlagen, wie dies oder jenes angegangen werden könnte, etwa in Sachen Rechtstaatlichkeit, Ökologie, Gleichberechtigung, Friedenspolitik usw.

¹⁹Sahra Wagenknecht: *Reichtum ohne Gier*. Wie wir uns vor dem Kapitalismus retten; Campus Verlag, Frankfurt / New York 2016.

²⁰Christian Felber: *Die Gemeinwohl-Ökonomie*. Das Wirtschaftsmodell der Zukunft; Deuticke-Verlag, Wien 2010.

Als das utopische Denken bzw. das Entwickeln utopischer Zukunftsentwürfe in der jungen Arbeiterbewegung des 19. Jahrhundert noch stark ausgeprägt war, gab es auch eine gemeinsame Vorstellung von der Zukunftswelt. Es waren ja nicht unbedingt Marx & Engels die meist gelesenen Autoren, sondern in Deutschland eher August Bebel²¹, weltweit vielleicht Jack London und Edward Bellamy²². Durch deren Sozialismusvorstellungen gab es in den linken Parteien Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts das, was Eric Hobsbawm als „ein Projekt“²³ bezeichnet.

Also eine irgendwie geartete gemeinsame Vorstellung, wie die Zukunftswelt, die man sich erkämpfen wollte, in ihren Grundelementen auszusehen hätte. Ein solches gemeinsames „Projekt“ besitzen wir heute nicht mehr!

Die Tatsache, dass es heute fast keine positiven Utopien mehr gibt, dafür allerdings jede Menge schwarzer Utopien (Dystopien), spiegelt wieder, dass offenbar die Phantasien sowohl der Literaten als auch der Leser nur so weit reichen, sich auf zahllosen Gebieten – vom Überwachungsstaat, der Atomkatastrophe, dem Klimawandel, Terrorismus bis hin zum ökologischen Kollaps – allerlei „Endzeitszenarien“ ausmalen zu können, aber nicht mehr.

Zukunftsentwürfe, die eine lebenswerte gesamtgesellschaftliche Alternative ausbreiten, kenne ich seit „Ökopia“ von Ernest Callenbach aus dem Jahre 1975, eigentlich keine mehr. Das halte ich für einen eklatanten Mangel – eben das Fehlen eines „gemeinsamen Projekts“. Es wäre daher begrüßenswert, sich wieder einmal mit einer zeitgemäßen, positiven Zukunftsvision auseinandersetzen zu können und den Diskurs darüber voranzutreiben.

(Bielefeld, den 20.04.2017)

21August Bebel: Die Frau und der Sozialismus; Verlag Dietz Nachf., Bonn 1994. Bebels wohl in der sozialistischen Literatur weitverbreitetste Schrift aus dem Jahre 1878 enthält im 4. Abschnitt eine ausführliche Darlegung der kommunistischen Zukunftsgesellschaft.

22Edward Bellamys utopischer Roman von 1887 „Looking Backward“ wurde von Clara Zetkin ins Deutsche übersetzt, obwohl sie es nicht für ein Werk des „wissenschaftlichen Sozialismus“ hielt, aber der Meinung war, es hätte „auch heute noch den arbeitenden Massen viel zu sagen“ (Reclam-Ausgabe, S. 298).

23Eric Hobsbawm: Wie man die Welt verändert. Über Marx und den Marxismus; Hanser-Verlag, München 2012, S. 18.